

Weihnachts-Glocken



Beilage zur „Rheinischen Volkszeitung“, Wiesbaden

Deutsche Weihnachten!

Brich an, du schönes Morgenlicht!
Das ist der alte Morgen nicht,
Der täglich wiederkehret.
Es ist ein Leuchten aus der Fern',
Es ist ein Schimmer, ist ein Stern,
Von dem ich längst gehört.

Der Himmel ist jetzt nimmer weit,
Es naht die sel'ge Gotteszeit
Der Freiheit und der Liebe.
Wohlauf, du frohe Christenheit,
Daß jeder sich nach langem Streit
In Friedenswerken übel!

Nun wird ein König aller Welt,
Von Ewigkeit zum Heil bestellt,
Ein zartes Kind geboren.
Der Teufel hat sein altes Recht
Am ganzen menschlichen Geschlecht
Verspielt schon und verloren.

Ein ewig festes Liebesband
Hält jedes Haus und jedes Land
Und alle Welt umfassen,
Wir alle sind ein heil'ger Stamm,
Der Löwe spielt mit dem Lamm,
Das Kind am Nest der Schlangen.

Wer ist noch, welcher sorgt und sinnt?
Hier in der Krippe liegt ein Kind
Mit lächelnder Gebärde.
Wir grüßen dich, du Sternenheld!
Willkommen, Heiland aller Welt!
Willkommen auf der Erde!

Max von Schenkendorf.

Die Frohbotschaft

Weihnachtserzählung von Henriette Breg.

„Rorate coeli... Tautet ihr Himmel, den Gerechten...“ scholl ein Seufzen von der Blutüberströmten Erde her. Die Sehnsucht breitete ihre silbernen Schwingen durch die geheimnisvolle Adventsnacht. Lauschend standen die Bäume, wie schwarze Stadeläber aufgerichtet. Die Winde hielten den Atem an. Ein verhaltenes Warten und Harren pulste durch die ganze Natur.

Im Osten deutete ein fahlgrauer Streifen die Stelle künftigen Sonnenaufganges an. Aber sonst war allenthalben die Dunkelheit wie ein schwarzes Tuch ausgebreitet. Nur aus der Kirche, die hoch und massiv in unbestimmten Umrisen aufsteigte, brach der Lichtschein der frühen Roratemesse. Hell schimmerten die Fenster aus dem dunkeln Gemäuer. Alles Licht, alle Wärme, alle Inbrunst schien sich in der Kirche als ihrem Brennpunkte gesammelt zu haben.

„Rorate coeli... Tautet ihr Himmel, Wolken, regnet herab den Gerechten...“

Die Sehnsucht eines ganzen Volkes lag hier auf den Knien! Herr, sende, den du senden willst — den Friedebringers, das Licht, welches in die Finsternis leuchtet!

„O komm, o komm, Emmanuel,
Nach frei dein armes Israel!
In hartem Elend liegt es hier,
In Tränen seufzt es auf zu dir...“

Wann hatte sie das alte Lied, in dem sich die Sehnsucht der Jahrtausende verkörpert, gewaltiger, himmelsstürmender geklungen, als zu dieser apokalyptischen Zeit, wo der Strom von Blut und Tränen so hoch gestiegen war, daß die Menschheit in seinen Fluten zu versinken drohte?

Zwei Frauen gingen zusammen durch die noch schlafenden Straßen. Es war eine knirschende Kälte. Margaret Wendelstein zog den Pelz fester. Sie hatte einen Bruder in russischer Gefangenschaft und ihre sorgenden Gedanken gingen den gewohnten Weg.

„Wie entsetzlich muß erst die Kälte in Sibirien sein!“ sagte sie schauernd. „Wenn ich an untern Philipp denke, Elisabeth, dreht sich mir das Herz um. Und dann noch schwer verwundet! Was muß er leiden! Mutter hat auch Tag und Nacht keine Ruhe. Und doch ist es noch ein Trost, daß er in Gefangenschaft...“

Sie unterbrach sich plötzlich verlegen. Wie hatte sie der Freundin größeres Leid vergessen, an die Wunde rühren zu können! O, Elisabeth Allmers würde ja Gott auf den Knien danken, wenn sie ihren geliebten Gatten, den Vater ihrer Kinder, in Sibirien gefangen wüßte! Dann bliebe ihr doch die Hoffnung auf ein Wiedersehen, dann wäre nicht das stumme, verzehrende Weh um den Gefallenen!

Sie schob ihren Arm in den der jungen Witwe: „Berzest, Elisabeth — ich vergaß...“

Elisabeth Allmers drückte ihr die Hand, aber kein Wort wollte über ihre Lippen. Das Herz war ihr zu voll zum Sprechen. So aufrecht und tapfer sie auch sonst ihren großen Schmerz trug — die wehmütige Adventszeit mit ihren Sehnsuchtsliedern und ihrem Harren und Warten rüttelte an den Dämmern, die sie um die Fluten ihres Leides gebaut hatte.

Ach, sie hatte umsonst! Noch vor Jahresfrist, da hatte sie mit den Kindern auch gewartet; aber welch ein freudiges hoffnungsvolles Erwarten war das gewesen! Denn Weihnachten sollte ihr Mann auf Urlaub kommen! Und wie beglückend war die Erfüllung! Am Christfest stand der Erschulte mit seinen Lieben unter dem brennenden Baum. Und vor dem Kripplein des Gotteskinds sangen sie „Stille Nacht, heilige Nacht“ und all die süßen alten Weihnachtslieder.

Und jetzt? — Ach, jetzt lag Lehrer Allmers schon mehr als ein halbes Jahr mit seinen roten Wunden in fremder Erde begraben!

„Bermüht!“ lautete die erste Nachricht. Worte voll bohrender Ungewißheit, voll schreckhafter Bilder und Vorstellungen! Und dennoch, wenn es auch taufend grausame Möglichkeiten umschloß — es schloß doch auch eine zage Hoffnung

ein! Aber Frau Allmers Hoffnung erlosch bald. Ihr letzter Brief an ihren Mann kam zurück mit dem Vermerk: Als Geld gefallen! Und bald danach traf die amtliche Todesnachricht ein.

Wie die junge Frau den harten Schlag ertragen, das erfuhr keiner. Niemand sah sie weinen. Sie erschien bleich und ernst, aber sie trug die Stirne aufrecht. Nur die Augen brannten wie von ungeweinnten Tränen. Oder als seien die glühenden Tropfen nach innen geflossen. Und niemand, auch ihre Jugendfreundin Margaret Wendelstein, wußte, wie sie oft abends, wenn die Kinder schliefen, im Dunkeln sah und die Flut ihres Jammers hoch und höher schwellte. Wie ihre Gedanken auszogen, das Grab ihres Reinhard zu suchen.

Wo, wo hatten sie ihn gebettet? Hatte er überhaupt ein Grab gefunden, ragte ein Kreuzlein ob seinem Hügel? Sie wußte es nicht, sie wußte nichts!

Anderer hatten den Nachlaß ihres geliebten Toten erhalten: Uhr, Rosenkranz, Brustbeutel, und ähnliches. Teure Erinnerungen für die Angehörigen! Sie aber hatte außer der Todesnachricht nichts, gar nichts empfangen — nicht das geringste arme Andenken.

Sich das, es war nichts mehr aufzufinden? Und warum? Welchen Tod war er gestorben? Von einer Mine in Atome zerrissen — von einer Granate zerfetzt? War er im Sumpfe erstickt? Hatte er vergiftet? Abends in einer Schlucht gelegen — einsam verblutend — die Schneeweßen hatten die Stelle zugedeckt — und im Frühling fand man vielleicht — von Wölfen benagte Knochen...

O welch' marternde Fragen das waren!

Sie droht der Schmerz sie zu überwältigen. Aber in dem zarten Körper des jungen Weibes wohnte eine starke Seele. Nein, die große Zeit sollte sie nicht klein und selbstsüchtig finden! „Ich will deiner wert sein, mein Reinhard!“ flüsterte sie, vor das Bild des Gatten tretend. „Die Kinder, deine Kinder — sie sind dein Vermächtnis und die Lebensaufgabe, die du mir hinterlassen hast. Deiner, deines Verdienstes würdig will ich sie erziehen! Meine Wunde soll nur nach innen bluten — in unaussprechlicher, aber stolzer Trauer.“

Und starken Herzens brachte sie ihr Frauenalltag zum Opfer und lebte nur noch ihren drei Kindern, denen sie Vater und Mutter zugleich sein mußte.

Schweigend waren die beiden Frauen weitergeschritten. Vor dem Lehrerhause verabschiedete Margaret sich. Wendelsteins Hof lag etwas außerhalb des Dorfes. Sie hielt die Hand der Freundin fest und bat warmherzig: „Elisabeth, komme doch für die Weihnachtstage mit den Kindern zu uns! Mutter läßt dich nochmals bitten. Lehne doch nicht ab. Es wird dir zu schwer in der einsamen Wohnung, wo alles dich erinnert.“

Die junge Witwe schüttelte den Kopf: „Nein, Margaret, laß mich lieber. Ihr meint es so gut, ich danke dir und deiner Mutter. Aber ich möchte lieber allein sein mit den Kindern — das erste Weihnachtsfest, seit... Voriges Jahr war er noch bei uns —“

„Aber die Erinnerungen, lieber Herz! Und die Kleinen müssen doch ihre Freude haben.“

„O Margret, diese Erinnerungen sind mein größter Reichtum! Und fürchte nicht, daß ich den Kindern ihr Weihnachtsfest erteile! Nein, die Sonne soll ihnen nicht ausgelöscht werden. Ich weiß, daß Kinderherzen des Lichtes, der Freude bedürfen; sie können ihren Verlust ja noch nicht ermessen. . . Ich werde ihnen ein Kripplein aufbauen und einen Christbaum anzünden, obgleich. . . Doch sie sollen sich am Christfest freuen. — Und nun grüße herzlich die Deinen. Hast ihr Nachricht von deinem Bruder?“

„Nein, aber nächste Woche kommt über Schweden ein neuer Transport Austauschgefangener. Wenn Philipp dabei wäre! Neulich schrieb er, unmöglich sei es nicht. Er habe schon auf den vorigen Austausch gehofft. Mit seinem lahmen Bein ist er ja doch untauglich zu weiterem Kriegsdienst. Aber er meint, ein Fluggepäck könne er doch noch regieren lernen!“

„Gott gebe es. Wie würde dein gutes Mütterchen sich freuen! Also Gott befohlen, Liebste!“

„Auf Wiedersehen, Elisabeth. Grüße Paul und Alex und Klein-Gretel. Die träumen wohl noch süß vom Christkindlein.“

Frau Elisabeth schloß die Wohnung leise auf und trat ein. Schnell legte sie Hut und Mantel ab und begann ihre häuslichen Arbeiten. Bald war das Zimmer durchwärmt und das Frühstück für die Kinder bereitet.

Sie ging ins Schlafzimmer. Sinnend stand sie vor den Bettchen der schlafenden Kleinen — der waterlosen Waislein, die mit heißen, roten Wangen lagen, ein Bild süßer Unschuld und Lieblichkeit. Der einsamen Frau traten Tränen in die Augen. „Reinhard, Reinhard — geliebter Mann — deine Kinder — o könntest du sie sehen. . .“

Von der Wand blickte ernst und gütig das Bild ihres Vaters. „Seine nicht, teures Weib“, schien es zu sagen. „Sei stark und groß. Bring' das Opfer fürs geliebte Vaterland. Dir und den Kinder die Heimat zu retten, steht ich mein Leben ein. Nicht für immer sind wir getrennt! Ich werde euch wiedersehen!“

Jeden Abend führte Frau Elisabeth die Kleinen vor dieses Bild, erzählte vom Vater, und gemeinsam beteten sie für ihn. Sie hielt sein Andenken wach in den Kinderherzen, ohne indes mit düsterer Trauer die jungen Seelen zu beschweren. Aber das Gedenken an den teuren Verstorbenen war ihr ein mächtiges Erziehungsmittel. Hatte eines der Kinder einen Fehler begangen, so nahm sie es bei der Hand und wies auf des Vaters Bild: „Da schau' mal hinauf und sieh', ob Vater nicht traurig dich anblickt! Vom Himmel aus steht er, was du getan, und ist betrübt über dich.“ Und der kleine Sünder sah schon hinaus und versprach unter Tränen Besserung. Den lieben Vater mochte keines betrüben. Und war eines besonders brav, so hieß es: „Wie wird Vater sich freuen, daß sein kleiner Junge so tapfer sich plagt. Sieh' er lächelt dich an!“

So gewöhnte sie die Kinder, Lob und Tadel des Vaters als Maßstab zu nehmen, und sein Einfluß war wie eine starke Kraft, die mitbaute am schweren Erziehungswerk.

Und die Tage gingen weiter ihren stillen Gang, und immer näher schimmerte der Stern von Bethlehem. Deftiger als sonst kniete Elisabeth in der Kirche vor dem Bilde der Mutter, welche die Blütige, von Wunden zerrissene Leiche des Sohnes auf dem Schoß hält. Bei ihr, die mehr als ein irdisches Weib gelitten, suchte sie Trost in ihrem brennenden Schmerz. Und wie ging sie ungetrübter von ihr. Mitleidig und liebevoll blickten die Augen der Schmerzenskönigin. „Armes Menschenkind“, schienen sie zu sagen, „sei getrost. Ueberlass alles meinem Sohn, er wird's schon recht machen und dir die Sorge um deine Kindlein tragen helfen.“

„Recht! Gott deine Wege,
Wege hat er allerwegen,
An Mitteln fehlt's ihm nicht;
Sein Tun ist lauter Regen,
Sein Gang ist lauter Licht.“

Auf Wendelsteins Hof war unterdessen die Freude eingekehrt. Vier Tage vor Weihnachten kam der Sohn des Hauses aus sibirischer Gefangenschaft zurück. Jubel und Wehmut stritten im Herzen von Mutter und Schwester um die Oberhand beim Anblick des abgezehnten, halb-lahmen Krüppels. Aber das Glück überwog. Er lebte doch noch! Sie hatten ihn wieder daheim, daheim!

Wenn ich denke, daß auch du schon längst im Grabe liegen könntest, wie der arme Lehrer

Almers, muß ich Gott danken,“ sagte die alte Mutter und faltete die Hände.

„Im Grab? Reinhard Almers? Was spricht ihr doch?“ fragte der blasse Soldat erstaunt; „der ist doch nicht tot?“

„Ja, leider, schon über ein halbes Jahr“, berichtete Margret traurig. „Die arme Elisabeth trägt schwer, aber tapfer ihr Leid.“

„Aber das ist ein Irrtum!“ rief Philipp aufgeregt. „Ich weiß bestimmt, daß er lebt, er ist in Sibirien in Gefangenschaft!“

„Derr und Heiland, was sagst du Philipp! Ist das wahr, wirklich wahr? Sie erhielt doch die amtliche Todesnachricht!“

„Wenn auch! Dergleichen Irrtümer kommen öfter vor. Man hat ihn jedenfalls fallen sehen. Er war aber nicht tot, sondern fiel verwundet den Russen in die Hände.“

In freudigem Schreck blickten die Frauen sich an. „Und du bist deiner Sache gewiß, Philipp?“

„Ganz gewiß! Wir lagen Anfangs sogar zusammen im Lazarett, aber er wurde gleich einem Transport nach Sibirien zugeteilt.“

„Aber dann hätte er doch wohl geschrieben?“

„Er war ja an der Hand schwer verwundet. Und wer weiß, wie oft er es nach der Heilung versucht! Es kommt ja nur selten eine Karte durch. Von einem Kameraden hörte ich aber bestimmt, daß er noch lebt.“

„Du hast das aber nie erwähnt.“

„Ich ahnte doch nicht, daß er für tot gehalten wurde! Zudem habe ich selbst vier Monate nichts von euch gehört.“

Margret ließ es keine Ruhe, sie wollte sofort der Freundin die beglückende Nachricht bringen. Doch die Mutter hielt sie zurück.

„Nicht heute, Kind. Elisabeth hat so lange ihren Schmerz getragen, sie muß und kann es noch ein paar Tage länger. Warte bis zum Weihnachtsfest und bring' ihr dann die Freudenbotschaft als Christgeschenk.“

„Ja, Mütterchen“, stimmte der blasse Soldat zu. „So soll's sein. Du triffst immer das Richtige.“ Der heilige Abend war gekommen. Die Kinder schliefen endlich. Mit leuchtenden, erwartungsfrohen Augen waren sie den ganzen Tag um die Mutter herumgestrichen. „Mutter, es duftet nach Tannen!“, sagten sie selig, „das Christkind kommt sicher bald!“

Abends pükte Elisabeth ein kleines Bäumchen mit Silberfäden und einigen Lichtern. An der Spitze funkelte ein goldener Stern und unter dem kleinen Bäumchen baute sie die kleine Krippe auf. Daneben die bescheidenen Geschenke. Dann sah sie still mit gefalteten Händen. Draußen sang der Sturm. Und die Sinnende dachte wie vor Zeiten zu dieser Stunde die zarte Jungfrau-Mutter mit dem treuen Joseph mühselig und obdachlos durch die Wälder Bethlehems irrte und überall hartnäckig abgewiesen wurde. Sie sah sie dann vor der Stadt übermüdet und erschöpft unter einem Terebinthenbaum warten, indes Joseph nochmals hinging, einen letzten Versuch zu machen. Im südlichen Stadteile wachte er noch Leute, denen seine Eltern einst Gutes erwiesen. Gewiß, die würden Mitleid haben! Nur noch eine kleine Weile sollte Maria harren!

Und sie harrete geduldig, obgleich sie wußte, daß es umsonst war. Joseph tat ihr so leid in seiner Enttäuschung und Mitleidigkeit. — Da kam er auch schon zurück — müde, mutlos, beschämt. Wieder abgewiesen! Er weinte.

Nur einen Zufluchtsort wußte er noch — bei den Tieren!

Ja, bei den Tieren wurde der Herr der Welt, der Friedenskönig, geboren! Er kam in sein Eigentum, aber die Seihen nahmen ihn nicht auf!

O Maria, wie war es dir zumute bei dieser mühseligen, bitteren Wanderung, als du umsonst für dein Kind ein Plätzchen suchtest! Arme, arme Mutter!

Und du warst geduldig, ergeben, in allen Schidungen. Mutter, wie du willst ich faren: „Ecce ancilla Domini — siehe, ich bin die Magd des Herrn!“ Hilf mir du! —

Müde, aber mit einem Gefühl des Friedens suchte sie ihr Lager auf. Und da die Glocken zur Weihnachtsmette riefen, schritt sie mit den Knaben durch die fernenstimmende Nacht in die lichtstrahlende Kirche.

Gloria in excelsis Deo! Ehre sei Gott in der Höhe! Nun war das Heil der Welt geboren, der Stern am Aufgang, der Abglanz des Vaters, der Glanz des ewigen Lichtes, der König des Friedens — der Einzige, welcher der wunden Welt den Frieden geben konnte!

Selig haunten die Knaben das Kindlein in

der armen Krippe an. Andächtig falteten sie die Händchen und konnten die Augen nicht abwenden vom Gotteskindlein.

Dann ging's nach Hause. Das Schwesterchen wurde angekleidet, und nun standen Mutter und Kinder vor dem brennenden Christbaum, und wieder, wie vor Jahresfrist, als der Vater noch da war, sangen sie das „Stille Nacht, heilige Nacht“.

Wehmut zitterte in der Mutter Stimme, aber um der Kinder willen blieb sie stark. Nur als Klein-Gretel fragte: „Mutter, bringt Christkind Vater auch zurück?“ lächelte sie den kleinen Mund wortlos und eine kluge Träne fiel auf den blonden Scheitel des Kindes.

Da klingelt es draußen, und zu aller Erstaunen trat Margret Wendelstein ein. „Gefegnete, frohe Weihnachten!“ rief sie bewegt und umarmte alle.

„Fröhliche Weihnachten, Tante Margret!“ jubelten die Kinder. „Sieh' mal, Christkind hat uns doch noch viel geschenkt! Bloß — bloß den Vater hat's nicht gebracht.“

„Wer weiß, Geraden, ob es den Wunsch nicht auch erfüllt! . . . Elisabeth — ich komme mit einer freudigen Botschaft für dich!“

Die junge Frau erblachte und preßte die Hand aufs Herz. „Für mich? Was — was sollte mich wohl noch freuen können. . .“ stammelte sie.

„Unser Philipp ist zurück. Das weißt du ja schon, aber — er hat erzählt. . .“ sie stockte, wie sollte sie die Ahnungslose vorbereiten?

„Sein Grab — o Margret, weiß er, wo mein teurer Reinhard begraben liegt?“ flehte sie mit emporgeschobenen Händen.

„Nicht sein Grab — er lebt ja — er ist ja nicht tot, dein Reinhard“, rief die Freundin jetzt lachend und weinend. „Er lebt, ist in sibirischer Gefangenschaft — du wirst ihn wiederhaben. . .“ sie brach ab und fing die Sinkende in ihren Armen auf. Aber Elisabeth kam bald zu sich.

„Um Gottes willen, Margret — ist es Wahrheit? Keine Täuschung? Er lebt — lebt — mein Reinhard —“ und sie brach in einen Strom von Tränen aus, aber es waren Freudenstränen.

„Kinder — o Kinder“ — sie schloß die Kleinen ans Herz. „Vater kommt zurück! Christkind hat euer Gebet erhört.“

Laut auf jubelten die Kinder. „Vater kommt wieder! Das liebe Jesuskind hat ihn uns wiedergeschenkt!“

Margret wuschte sich die Tränen aus den Augen und mußte immer wieder erzählen, was sie von ihrem Bruder gehört, denn Elisabeth konnte ihr Glück noch nicht fassen und glauben.

Befestigt knieten dann alle vor der Krippe nieder in heiligem Dankgebet für den Hoffnungsstern, der ihnen aufgegangen war. Und die Engel Gottes schwebten unsichtbar durchs Gemach. Und einer von ihnen flog wohl mit Gedankenfahnen zu Sibiriens Eisfeldern und goß einem einsamen Manne, Hoffnung und Weihnachtsfrieden ins Herz. Und durch seine Tage und Nächte leuchtete fortan ein heller Stern.

Daheim

Von M. M. Schenk.

(Mohr: Krieg und Frieden.)

Weihnachtszeit ist's — sonst die heimeligste, liebste Zeit im Jahre, voller Wünsche und voller Freude, und nun so ernst, wehmühevoll und still im Gedanken an sie alle, die da draußen vor dem Feinde für uns ihr Leben einsehten, und die gerade in diesen Tagen gewiß mit ihrer ganzen Sehnsucht heimdenken! Aber so schwer und bitter um die Weihnachtszeit die Sorge und die Sehnsucht auf allen Herzen lastet — daheim und draußen —, ist es nicht schön und tröstlich, zu fühlen und zu wissen: wir alle sind eins in der Liebe, wir alle sind verbunden durch die Kraft der Sehnsucht, wir alle nehmen Teil an dem großen Werke durch die Schwere der Opfer, die uns auferlegt sind?

*

Mit einem leisen Seufzer legt die Mutter das letzte Stücklein Nachwerk in das Kissen auf all die guten und warmen Sachen; gerade noch ein wenig Raum bleibt für ein Tannen-

zweiglein mit einem Christbaumkerzen und ein paar Goldfäden. Mit bebender Hand streicht sie darüber, so lind, als wäre es die gebräunte Wange ihres Sohnes im Felde! Wo mag er weilen, wenn die Weihnachtsglocken läuten? Wird die Wabe der Mutter ihn erreichen? Wird er, wenn das kleine Christbaumlicht brennt, verstehen, was alles die Mutter ihm damit sagen will? „Die Liebe ist das warme, leuchtende Licht unseres Lebens! Darum sei nicht traurig, wenn wir nun diese Weihnacht nicht vereint am Christbaum uns freuen können. Die sich lieb haben, sind in Wahrheit nicht getrennt: treue, liebevolle Gedanken wandern von der Heimat ins Feld und vom Felde zur Heimat, und nur um so wärmer und heller brennt in unsern Herzen das Lichtlein Liebe!“

„Und siehe: gleicht nicht unser festes, gläubiges Vertrauen dem immergrünen Zweiglein der heimatischen Tanne? Ihr grünes Kleid bleibt sich gleich im Wandel der Zeiten! Kommt, laßt uns tun wie sie: Mag das Glück uns lachen oder das Leid uns brennen — wir wollen unverändert festhalten am Vertrauen! Unser Leben ruht geborgen in des Höchsten Hand, nichts geschieht ohne seinen heiligen Willen; er weiß, was uns kommt, und wird es gut mit uns machen!“

„Und vergiß nicht: wie ein goldenes Fädchen glänzt durch unsere bange Sorge die liebe Hoffnung: einmal doch muß der Krieg und alle Not ein Ende nehmen, und dann sehen wir uns — so Gott will — wieder, und alles, was wir erlitten und getragen haben, ist verschmerzt und ist vergessen?“

Behutsam schließt die Mutter das Kistchen; daß zuvor eine heiße Träne auf das Tannenzweiglein fiel, schadet nichts: ihr Herz ist wunderbar getröstet und mitten im Kriege erfüllt vom Himmelstrieden der Weihnachtszeit.

*

Die junge Frau schneidet das Brot für ihr allzeit hungriges Kinderhäuflein: vier runde, pausbäckige Gesichtchen, denen man noch keine Not ansieht, schauen mit gespannter Aufmerksamkeit zu, ob wohl die Mutter die Scheiben nicht gar zu dünn abschneidet.

„It's wahr, Mutter“, sagt eines, „daß dieses Jahr das Christkind nicht kommt, weil Krieg ist?“

Und ehe die Mutter etwas sagen kann, antwortet ein anderes: „Das ist auch nicht nötig, wenn es uns nur den Vater aus dem Krieg heimführt. Wer geht, Mutter, den Vater schickt es uns ganz gewiß?“

Der Mutter wird das Herz schwer, und sie muß sich alle Mühe geben, um ihrer aufsteigenden Tränen Herr zu werden. „Wie es Gottes Wille ist, Kinder, seid nur recht brav bis Weihnachten!“

Und abends, wenn die Kinder längst schon schlafen, sitzt sie noch bei der Lampe und strickt und stift, und ihre Gedanken eilen hinaus ins Feindesland zu ihrem Manne, und jetzt braucht sie auch den Tränen nicht mehr zu wehren. Wie schwer ist doch der Weg durchs Leben ohne den treusorgenden Gefährten an der Seite! Sie leiden keine Not, wenn es auch schon manchmal recht knapp herging; noch ist sie instande, sich und die Kinder ehrlich durchzubringen. Aber so manche Arbeit ruht nun ganz allein auf ihr, für so vieles muß sie nun die Verantwortung tragen; manchmal meint sie, sie könne es nicht mehr weiterschleppen. Und noch ein anderes drückt sie: ihr Mann und sie sind beide verschlossene, wortkarge Menschen, bei ihnen war es nie Mode gewesen, viel Wesens um die Liebe zu machen, sie wissen ohnedies genau, was sie einander sind. Da wollte im geschäftigen Alltagsstreben so manches gute Wort nur scheitern und widerwillig über die Lippen oder blieb ganz ungesagt — und als dann beim Kriegsbeginn der rasche, schwere Abschied kam, da war erst recht keine Zeit mehr zum Reden.

„Halte gut Haus, so lange ich fort bin!“ sagte der Mann. „Bleibe gesund und komme bald wieder!“ antwortete die Frau — und

mit einem festen, tapfern Händedruck schied sie.

Wohl kommt nun öfter eine Karte vom Felde, die mit knappen Worten meldet: „Es steht gut um unsere Sache, und ich bin gesund“; wohl schreibt sie ihm öfter: „Sorge dich nicht um uns, es mangelt uns nichts, und wir alle sind wohl?“ Aber von dem, was ihnen beiden so sehr am Herzen liegt, vermögen sie noch weniger zu schreiben als zu reden.

Wenn sie nun in der stillen Weihnachtszeit bei der Lampe sitzt, wagt es warm in ihrem Herzen auf, und über alles hält sie nun in ihren Gedanken heimliche Zwiesprache mit ihrem Manne im Felde, sagt ihm, wie gut sie ihm ist und daß kein anderer ihr so brav und tüchtig scheint und wie sie ihm dankt für alles, was er für sie und die Kinder tut und schafft. Und alle ihre häuslichen Anliegen beichtet sie mit ihm, fragt ihn um Rat und stellt sich vor, wie er dies und das machen würde, um dann ganz in seinem Sinne zu handeln. Und erzählt ihm, wie gut alle Menschen zu ihr sind und wie hilfsbereit die Nachbarn und daß er sich gar nicht zu sorgen brauche. Und von den Kindern spricht sie und wie sie brav und folgsam sind und was sie sich einzig vom Christkind erbitten: den Vater! Dann läßt sie wohl einen Augenblick die fleißigen Hände ruhen und blickt durch das kleine Fenster hinauf zum sternüberjäten Himmel: dort oben wohnt er, der ihre Aussicht ist — und die feierlich friedsame Stille der Winternacht nimmt den dumpfen Trud von ihrem Herzen, und leise, ganz leise blüht darin die Hoffnung auf: „Gott ist so gut — er schenkt uns gewiß ein Wiedersehen!“

*

Mit sorgfamer Hand schüttelt das junge Mädchen in der Tracht der Krankenschwestern dem verwundeten Soldaten das Kissen auf und spricht ihm sanft und gütig zu, bis er endlich Ruhe findet und einschlafen kann. Freundlich schreitet sie von Bett zu Bett, hier helfend, dort lindernd, und mancher dankbare Blick folgt ihr nach. Und wenn das anstrengende Pflegeramt ihr einen freien Augenblick gönnt, nimmt sie das Strickzeug zur Hand, und dann erst erlaubt sie ihren Gedanken, hinauszufliegen ins Feld, wo sie zwei Menschen, die ihr vor allen andern lieb und teuer sind, vor dem Feinde weiß: den Bruder und den Bräutigam! Seite an Seite kämpfen die beiden, die sich Freunde geworden sind, und begeistert und siegesfroh lauten die Nachrichten aus dem Schützengraben.

Aber wie anders ist doch alles gekommen, als sie hofften! Im Herbst wollten sie den Bund fürs Leben schließen und das kommende Weihnachtsfest vereint im eigenen Heim feiern. Wie schön hatten sie sich das alles ausgemalt, wie viele festliche, glückliche Stunden sich erträumt! Und nun ist heilige Weihnachtszeit — die Glocken riefeln vom Himmel, und ihr Liebster ist fern von ihr, draußen im unwirtlichen Schützengraben, der grimmigen Kälte und den tödlichen Augen des Feindes ausgesetzt — wer weiß, ob sie je ein Christfest im eigenen Heim feiern werden! Aber tapfer kämpft sie mit ihrer Verzweiflung, sie denkt an ihre armen verwundeten Soldaten, denkt an die vielen, die den Tod fürs Vaterland gefunden haben: für sie alle sorgt, um sie alle weint irgendwo eine Mutter, eine Frau, eine Schwester, eine Braut! Und noch lebt er ja, und so viele Lehren heim — warum sollte gerade er nicht darunter sein? Wie schön, wie wunderschön wird das werden, wenn er zurückkommt, wenn sie wieder in seine treuen Augen blicken darf — und doppelt glückselig werden sie dann im eigenen Heim Weihnachten feiern.

Warm glänzen die Augen der jungen Krankenschwester, und für einen Augenblick hat sie fast ihre Sorge vergessen, traumverloren blickt sie in eine friedliche Zukunft.

*

Und draußen vor dem Feinde stehen unsere braven Soldaten: unsere Väter, Söhne, Brä-

der, Verlobten und Freunde. Tapfer und treu erfüllen sie ihre harte Pflicht, entschlossen und todesmutig kämpfen sie für die Ehre, für die Heimat, für unser deutsches Vaterland! Und nun, da der Schnee über das weite Schlachtfeld seine weiße Decke breitet, nur es Weihnachtszeit ist, wandern ihre Gedanken noch sehnsüchtiger, noch inniger als sonst heimwärts, und allen ist es eine tröstliche Gewißheit: wir sind nicht vergessen, uns vor allem gilt jetzt ihre treue Liebe, ihr geschäftiges Warten — und sind wir auch räumlich getrennt, wenn die Weihnachtsterzen brennen und die Christglocken läuten: im Herzen sind wir uns in Liebe nahe, und in der Hoffnung sind wir uns treu verbunden; mag jeht auch der wilde Krieg um uns toben, wir alle stehen in Gottes Hand — und einmal muß doch wieder Friede werden, heiliger, seliger Friede! Dann feiern wir Weihnachten wieder mit unsern Lieben daheim im Vaterlande, im Glanze der Christbaumkerzen, beim Klange der Weihnachtsglocken.

Das waltete Gott!



An Christkindleins Krippe

Sag' an, Du süßes Himmelstkind
Im harten Krippenbette.
Warum kein Bißlein Wein und sind
Du wägst als Schlummerstätte?
Ach, Gott erbarm! kein Kind so arm
Ist je zur Welt geboren;
Sag', warum Du Dir denn zur Ruh'
Nur Stroh und Heu erkoren?

Sieh', her, du liebes Menschenkind,
Das tu' ich deinetwegen!
Ich bring' als Weihnachtsgeschenk
Die Armut dir entgegen!
Sei arm im Geist, denn so nur weißt
Mein Herz du zu gewinnen;
Denn — willst du hier gefallen Mir,
Mußt du die Armut minnen!

Doch sag' mir auch, lieb' Jesulein,
Was läßt Du denn Dich binden?
Muß ich in Bindeln Dich so klein,
So schwach und hilflos finden?
Du schufst die Welt, jetzt aber hält
Dich Winterhand gebunden,
Al' Deine Macht, — zur heil'gen Nacht
Scheint gänzlich sie entschwunden!

O sieh', du liebes Menschenherz,
Das ist für dich geschehen!
Ich sah dich einst mit tiefem Schmerz
Den Weg des Stolzes gehen!
Denn wollte ich gehorsam dich
Durch Meiner Bindeln lehren;
Gehorsamspflicht ist frei und leicht,
So lebst du Mir zu Ehren!

Und endlich sag', lieb' Kindlein, mir,
Was soll der helle Schimmer?
Ist alles doch so rein an Dir,
So klar wie Lichtgestimmer!
Wie Dich entzückt mein Aug' erblickt,
Kann's doch nicht satt sich sehen,
Bei diesem Schein so strahlend rein
Ist's um mein Herz geschehen!

O sieh! Ich bin der Zunaufrau Sohn,
Das Lamm, das Makellose,
Nur unter Lilien ist mein Thron,
Mit ihnen nur Ich los!
Denn soll auch dir — aus Lieb' zu Mir! —
Von allen Erdenblüten
Die Lilie rein am liebsten sein,
Und sollst du treu sie hüten!

Gehorsam, Armut, Keuschheit bring'
Ich dir vom Himmel nieder,
Drei Verlen, — ach! sie nicht gering,
Verlier' sie nimmer wieder!
Sei arm und klein und keusch und rein,
Gehorsam Mir ergeben,
Dann schenkt' Ich dir Mein Herz schon hier,
Und eink das ew'ge Leben!

(Cordula Peregrina)



Von Divisionsparrer N. Boeck.

Aber nun, als ich gestern nacht, auf deutschem Boden, die Glocken dem alten Jahr zum Begräbniß und dem neuen zur Geburt läuten hörte mit mächtigem Schalle, da sind die Kinder der Vergangenheit wach geworden im stillen Bettchen der Erinnerung, haben mit ihren harten Fäustchen ihre tränenfeuchten Augen gerieben und munter angefangen zu schwätzen. Von dem, was sie mir erzählten, überhastend und stets verbessernd, wie Kinder es thun, möchte ich hier etwas wieder erzählen.

Aber seitdem nun so viele bunte Uniformen sich in seinem kleinen Schaufenster spiegelten: belgische, französische, englische und gar noch deutsche, seitdem hatte er seine politische Meinung einer Revision unterzogen und gefunden, daß die Deutschen eigentlich ganz unaussprechliche Menschen seien, und daß die belgischen, französischen und englischen Soldaten so richtig seinen Gedanken ausgesprochen hätten — er brachte das ja selbst nicht immer so fertig — wenn sie die Deutschen „Barbaren“ nannten.

aber glauben konnte man es schon: denn sie schienen zu allem fähig — diese Barbaren, deren Grausamkeit er sogar in der Spitze des Helmes zu erblicken glaubte.

Und Heinrich und Wilhelm mußten es hören und fühlen, daß ihr Quartierwirt sie zu den Barbaren rechnete, denn sie trugen Helme mit Spizen. — Kein freundliches Wort fand freundliches Echo. Böse Blicke nur gab es und spize Bemerkungen. Die Schwiegereltern, deren Mann im Kriege war, riß mit auffallender Heftigkeit ihre beiden Mädchen im Alter von acht und zehn Jahren an sich, wenn die Feldgrauen sich naheten; der sonst so friedliche Holzschuhmachermeister traf mit doppelter Wucht seinen Meißel, wenn das Pingelbähnchen, mit Soldaten oder Kriegsmaterial schwer beladen, an seinem Hause vorbeipustete; in recht unchristlicher Weise sprach er einen recht unchristlichen „Segen“ hinter seinen beiden „Einquartierten“, wenn sie zur Ablösung nach vorne mußten. Und als einmal, bei einem erneuten Annäherungsversuch, der gesprächige Heinrich — er war vor kurzem Geistreiter geworden und führte nun das Wort —, dem Meister van der Meulen eine Photographie seiner Kinder zeigte, blonde, blaudigige Engellköpfchen, da wandte dieser sich ab und murzte fast unverständlich zwar, aber bitter: Barbarenbrut.

Heinrich hatte Humor genug, um den Mann zu bemitleiden und über seine gezüchtete Ent-
ristung zu lächeln.

Aber das stille Ringen dauerte un-
 bersetzt weiter.

November hatte sich trübselig durch die flandrische Ebene geschleppt, und Dezember hätte keine angenehmere Spur hinterlassen, wenn er nicht bestrahlt gewesen wäre vom goldigen Schimmer der deutschen Weihnachtsbäume, die den Flamen viel zu reden gaben, und die sie gerne bewundert hätten, wenn diese Bewunderung nicht als eine Abbitte an das Barbarentum hätte erscheinen können. Und nun sprachen die Deutschen schon seit zwei Tagen immer so viel von einem gewissen Silvester, daß van der Meulen annahm, es müsse ein berühmter General sein.

„Und nun ist Silvester da“, sagte eines morgens der Gefreite. Der alte van der Meulen tat zwar, als ob er nichts gehört hätte, äugte aber den ganzen Tag nach dem Marktplatz hinauf, um gegebenenfalls den berühmten Silvester zu sehen. Den Silvester bekam er allerdings nicht zu sehen, aber dafür sah er an diesem Tage etwas anderes, daß ihm die Augen davon übergingen.

Am Nachmittag war Appell gewesen, und im Anschluß daran hatte der Divisionspfarrer noch Weihnachtsgeschenke ausgeteilt, die deutsche Freigebigkeit ihm zur Verfügung gestellt hatte. Heinrich und Wilhelm aus Nr. 49 waren nicht leer ausgegangen, ja, hatten sogar jeder noch eine Extrachachel bekommen. Sie schmunzelten verträumt, als sie sich, diesmal in fast ausdringlicher Weise, an den Tisch in der Küche setzten, wo die beiden Mädchen spielten. Ein Stück nach dem anderen entriegelten sie die verschlossenen Wänden der geheimnisvollen Kartons, bis zuletzt ein jeder unserer Feldgrauen eine fast nagelneue Puppe, eine richtig gebende Puppe, wie kleine Mädchen sie sich träumen, in ihren zu großen Händen hielten.

Die beiden Kinder in der Küche standen mit vorgereckten Säßen: ein Blick der Mutter sollte sie zurückschrecken, aber er bligte ohnmächtig, vielleicht weil selbst nicht mehr so hart, nicht mehr so gisig.

Heinrich und Wilhelm spielten ihre Rollen weiter. So sachte, wie sie konnten, legten sie die Puppen auf den Tisch, und die unermüdeten Blide der beiden Mädchen hatten sogar bemerkt, wie die Puppen regelrecht die Augen schlossen, wie zum Schlaf! Der alte van der Meulen schien einen kleinen Husten-anfall bekommen zu haben: aber die Mädchen, die da standen mit den Händen auf dem Rücken, hörten nichts.

Unterdessen hatten die beiden Soldaten sich in die Briefchen vertieft, die sie in den Puppen-
schachteln vorgefunden hatten. Der eine Brief
trug die Aufschrift: „Einem achtfährigen belgi-
schen Mädchen“ und im Innern folgende
Zeilen:

„Liebes, belgisches Mädchen, du hast wahr-
scheinlich dieses Jahr keine frohe Weihnacht
gehabt. Das tut mir leid. Aber nun soll es
noch kommen. Ich schide dir mein Liefel,
das ich so schrecklich gerne habe. Hab du es
auch so lieb, damit es nicht weint. Wenn
das Röschchen zerreißt, so schide es mir, ich
werde es dann nähen. Die Süßigkeiten, die
dabei liegen, sind für dich: Buxuchen ist noch
zu klein dazu. Aber hab du es lieb, bitte ja.
Deine deutsche Buxuchenschwester Beria.“

Der andere Brief lautete ähnlich und doch anders:

„Einem zehnjährigen belgischen Mädchen!
Ich denke mir, liebes, belgisches Kind, —
aber das hätte ich zuerst sagen müssen —
Christkindel ist wegen der Kanonen nicht zu
euch gekommen. Drum will ich dir was
schenken: mein allerliebstes, herziges Gretel,
das mir wahrscheinlich das Herz brechen
wird, wenn's fortgeht. Aber bei dir ist es
gut aufgehoben, denn du bist ja auch zehn
Jahre alt und es schläft bei dir. Vergiß aber
nicht, es ist so gewöhnt, vor dem Schlafen-
gehen bekommt es ein Mäuschen, sonst ist es
unruhig. Hoffentlich erlebst du viel Freude
daran.

Gruß von deiner Hanna.
Noch eins: Wenn Ihr deutsche Soldaten habt,
so grüßt sie bitte von mir, ja —!"

Heinrich und Wilhelm hatten keine Schwierigkeit, den Mädchen den Inhalt des Briefes zu erschließen. Atemlos hörten sie die Worte und verschlangen schier die schlafenden Buben. Sogar die Mutter hatte ihre Spitzenklöppel ruhen lassen und der Alte nestelte verlegen an seinem Schürzfell.

Da spielte nun Heinrich seinen Trumpf aus, während die Kinder die Geschenke mit strahlenden Augen in Empfang nahmen: „Das, Alter, das ist deutsche Barbarenbrut.“ —

Zum ersten Male nach mehr als zwei Monaten räumlichen Zusammenlebens griffen in der Nordstraß Nr. 49 flämische und deutsche Männerhände zum warmen Druck ineinander. Von Kinderhänden ward eine Brücke geschlagen über eine schrofne Kluft, und Kinderhände spannen weiter noch viele Fäden. Und unser Heinrich und unser Wilhelm hatten es gut fortan bei dem flämischen Holzschuhmachermeister, so gut, daß es ihnen ganz weich wurde ums Herz, als sie einen Monat später ihren belehrten Hauswirt verlassen mußten.

